

Martin Sabrow

Walther Rathenau und der Antisemitismus

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung »Das jüdische Berlin – vom Mittelalter bis zur Gegenwart«, Freie Universität Berlin, Wintersemester 2024/25,
11. Dezember 2024

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

der Titel unserer heutigen Vorlesung suggeriert eine klare Gegenüberstellung: hier der Mann, der wie keine zweite Gestalt neben Jud Süß die mörderischen Folgen des gesellschaftlichen Hasses auf eine mächtige Figur des öffentlichen Lebens in Deutschland personifiziert; und dort der fanatische Hass auf Juden, der sich als Gift durch die Gesellschaft bis hinauf zu ihren höchsten Rängen frisst und auch die Mächtigsten nicht nur bis in den Tod verfolgt, sondern buchstäblich zur Strecke bringt. Nichts an diesem Bild ist ganz falsch – wie Jud Süß zählte auch Rathenau zur Elite des Landes, erklomm auch er den Gipfel politischen Einflusses, ohne selbst Staatsoberhaupt zu werden, und wie bei Jud Süß setzte der politische Mord auch seinem Leben ein Ende, im einen Fall durch Justizwillkür und im anderen durch ein Attentat. Nichts an diesem Bild also ist falsch, aber nichts davon auch ganz richtig. Beim näherem Hinsehen verschwimmen vielmehr die Konturen der vermeintlich eindeutigen Gegenüberstellung und verlangt die historische Analyse mehr Ambiguitätstoleranz, als das landläufige Urteil ahnen lässt. Diese Urteilsprüfung möchte ich Ihnen im Folgenden in vier Schritten nahezubringen versuchen und beginne mit einer biographischen Skizze Rathenaus, um anschließend dessen eigene Stellung zum Judentum darzustellen, um in einem dritten Schritt die öffentliche Judenfeindschaft zu behandeln, die Rathenau in seinem Leben entgegenschlug, und am Ende die Motive des Rathenauermordes zu erörtern.

Lebensgeschichtlicher Erfolg

Rathenaus Biographie bietet auf den ersten Blick wenig Anhaltspunkte, die für eine anti-jüdische Diskriminierung sprechen. Nur wenige andere zeitgenössischen Deutsche durchlebten einen vergleichbaren Aufstieg, und wohl kein Einziger erreichte wie Rathenau Einfluss und Weltgeltung gleichermaßen als Industrieller, Intellektueller und Politiker.

Beide Eltern des am 29. September 1867 in Berlin zur Welt gekommenen Walther Rathenau gehörten dem wohlhabenden jüdischen Bürgertum an. Sein Vater Emil Rathenau wie auch sein Vetter Max Liebermann stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie, die einige Generationen zurück von Rathenow nach Berlin gezogen war, und die Mutter Mathilde, geb. Nachmann, war Tochter eines Mainzer Bankiers, dessen Familie sich zum jüdischen Patriziat Südwestdeutschlands rechnete und seit Jahrhunderten mit der Familie Gerson gleichsam einen Geschlechterverband bildete, der ausschließlich untereinander heiratete und enge Beziehungen auch auf Geschwisterebene wahrte.

Der Vater hingegen konnte seine soziale Position als Berliner Unternehmer nach der Gründerzeit nur mühsam behaupten, besonders nachdem er die von ihm betriebene Maschinenfabrik wenige Jahre nach der Geburt seines ältesten Sohnes Walther liquidieren musste. Erst mit der Gründung der Deutschen Edison-Gesellschaft und nachmaligen AEG 1883 entstand die Grundlage für den wirtschaftlichen Aufstieg der Familie und damit auch für den glanzvollen Lebensweg Walther Rathenaus.

Der Sohn stand in seiner Schul- und Studienzeit in Opposition zur Stellung des Vaters als Unternehmer. Er besuchte das Berliner Wilhelms-Gymnasium bis zum Abitur und absolvierte ein naturwissenschaftliches und technisches Studium in Straßburg, Berlin und München, das er mit der Promotion abschloss. Nach seiner Militärdienstzeit als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardekürassieren in Berlin trat er in die väterliche Firma ein und sammelte erste berufliche Erfahrungen als technischer Beamter der zur AEG gehörenden Aluminium-Industrie-AG Neuhausen, die Aluminium herstellte. Er entwickelte Patente vor allem zur elektrolytischen Chlorgewinnung, um ab 1893 in Bitterfeld den Aufbau einer elektronischen Industrie zu leiten. Parallel zu seinem Beruf als Ingenieur bildete Rathenau auch seine künstlerischen Begabungen aus. bereits als Student hatte er – wenn auch vergeblich – versucht, ein von ihm verfasstes Drama auf die Bühne zu bringen. Daneben trieb er, Vetter zweiten Grades von Max Liebermann, Malstudien, von denen sich einige in Form von Skizzenbüchern erhalten haben.

Nachdem sich die vom Ingenieur Walther Rathenau ersonnene Verfahrenstechnik als nicht konkurrenzfähig erwiesen hatte, wechselte Rathenau zur Zentrale der AEG, in der er fortan wechselnden Positionen bekleidete und von 1899 bis 1902 als Leiter der Abteilung Kraft-

werkbau agierte. Zeitweise im Direktorium, später im Verwaltungsrat der Berliner Handelsgesellschaft, trieb Rathenau die Konzentration der Elektroindustrie voran. Bald vereinte er Aufsichtsratsmandate in fast 100 Unternehmungen auf sich und seit 1904 auch in der AEG. Nach dem Tod des Vaters 1915 musste er sich mit dem eine nicht gegebene Machtfülle vortäuschenden Titel des »Präsidenten der AEG« zufriedengeben, engagierte sich statt dessen aber stärker auf politischem und publizistischem Gebiet. Dem wirtschaftlichen Ausbau und der territorialen Erweiterung des deutschen Kolonialreiches dienten 1907/08 zwei Afrikareisen als Begleiter Dernburgs, des Staatssekretärs im neu errichteten Reichskolonialamt. Sie geschahen auf Veranlassung des Rathenau sehr gewogenen Reichskanzlers Bülow, fanden aber ohne offiziellen Auftrag statt, weswegen sie sehr zurückhaltend anerkannt wurden und so Rathenaus politische Ambitionen ins Leere laufen ließen; eine ins Auge gefasste nationalliberale Kandidatur bei den Reichstagswahlen 1912 scheiterte. Stattdessen entwickelte Rathenau sich in den letzten wilhelminischen Friedensjahren zu einem einflussreichen Publizisten und Ratgeber, der Reichskanzler Bethmann Hollweg ebenso mit reformorientierten Memoranden unterstützte wie vorher Bülow und häufiger auch mit dem Kaiser zusammentraf.

Doch erst der Kriegsausbruch wies Rathenau eine wirklich tragende Rolle im Kaiserreich. Er wurde zum Leiter der deutschen Kriegsrohstoffversorgung berufen, deren kriegswichtige Bedeutung er selbst erkannt und der Regierung vermittelt hatte. Aus diesem Amt 1915 ausgeschieden, wirkte Rathenau in der Folgezeit vor allem publizistisch mit der Propagierung einer staatssozialistischen Übergangswirtschaft. Dies brachte ihm die verbitterte Kritik sowohl der Großindustrie als auch konservativer und linker Politiker ein.

Seine Warnung vor dem unbeschränkten U-Boot-Krieg und die pessimistische Beurteilung der deutschen Siegesaussichten stießen jedoch auch im patriotischen Bürgertum auf Ablehnung, sodass sich Rathenau mehr und mehr zwischen allen Stühlen wiederfand. Nachdem Rathenau sich mit einem aus dem Wunsch nach Stärkung der deutschen Position in den kommenden Friedensverhandlungen entsprungenen, aber psychologisch verfehlten Appell zu einer allgemeinen »Levée en masse« im Oktober 1918 gegen die Friedenssehnsucht der Volksmassen gestellt hatte, war er politisch in der Revolutionszeit isoliert. Ein von ihm mitbegründeter »Demokratischer Volksbund« fiel nach einigen Tagen wieder auseinander.

Aus der Liste der Sozialisierungskommission wurde er gestrichen, an der Kandidatur für die Nationalversammlung in der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) gehindert. Rathenaus politisches Wirken begann erst nach dem misslungenen Kapp-Lüttwitz-Putsch 1920 mit der Berufung in die Zweite Sozialisierungskommission und entfaltete sich bald darauf in der Reparationspolitik. Er setzte dem populären, aber außenpolitisch aussichtslosen Widerstand gegen die alliierten Reparationsforderungen die Strategie der nur vermeintlichen »Erfüllungspolitik« entgegen, die auf Vertrauensbildung und damit wachsende Einsicht bei Frankreich und vor

allem England setzte, um so die tatsächliche Unerfüllbarkeit der Siegerbedingungen glaubhaft zu machen. Gegen großen Widerstand berief ihn Reichskanzler Joseph Wirth daher 1921 zunächst zum Wiederaufbauminister und dann im Februar des folgenden Jahres in sein zweites Kabinett als Außenminister.

Rathenau erzielte in beiden Ämtern beeindruckenden Anfangserfolge seiner Verständigungspolitik gegenüber den Alliierten. Der von dem Großindustriellen Hugo Stinnes angeführte Widerstand der deutschen Großindustrie erschwerte allerdings ihre konsequente Weiterführung, bevor noch ihre Grundlage gänzlich in Frage gestellt wurde, als ein erklärter Gegner aller Reparationsverhandlung die kompromissbereite Regierung Briand in Paris ersetzte. Auf der Wirtschaftsgipfelkonferenz in Genua im April/Mai 1922 drohte eine neue Isolierung Deutschlands. Durch die Umstände und seine Berater gedrängt, schloss Rathenau in einem Vorort von Genua den seither mit seinem Namen verbundenen Rapallo-Vertrag, der die in die Ferne gerückten Hoffnungen auf einen Ausgleich mit den Alliierten zugunsten einer Verständigung mit Sowjetrußland zurückstellte und damit der deutschen Außenpolitik eine die Welt verblüffende Neuausrichtung verordnete.

Erst sein Tod durch einen rechtsradikalen Mordanschlag wenige Wochen darauf setzte der beispiellosen Karriere eines Mannes ein Ende, der ungeachtet seiner jüdischen Herkunft im Lauf seines 55jährigen Lebens zu einem der mächtigsten Unternehmer und zu einem der einflussreichsten Intellektuellen in Deutschland aufgestiegen war, bevor er sich dank seines diplomatischen Geschicks, seiner polyglotten Souveränität und seines strategischen Denkens zur strahlendsten Figur und zum eigentlichen Repräsentanten der frühen Weimarer Republik entwickelte.

Rathenaus Selbstverständnis als deutscher Jude

In dieser Tradition eines säkularisierten, aber eben nicht eingeebneten Judentums wuchs auch Walther Rathenau auf, der einerseits das adlig geprägte Wilhelms-Gymnasium in Berlin-Mitte bezog und andererseits noch als Student in Straßburg wie in München fast ausschließlich in jüdischen Kreisen verkehrte und darunter anscheinend durchaus litt, während seine Eltern es noch eher selbstverständlich fanden, dass sie in Berlin vor allem mit Juden gesellschaftlichen Kontakt hatten.¹

Weder sein Vater noch wohl auch seine Mutter waren von Religiosität durchdrungen, und im Hause Rathenau wurden die christlichen Festtage gefeiert, und dennoch lernte wie sein Bruder

1 Shulamit Volkov, Walther Rathenau. Ein jüdisches Leben in Deutschland, München 2012, S. 29.

Erich auch Walther Hebräisch, wenngleich nur »unsicher und fehlerhaft«², und er wusste sich angesichts des wachsenden Antisemitismus vor 1900 schon in jungen Jahren auf der Seite seiner jüdischen Glaubensgenossen – so, wenn er sich über ein Gerichtsurteil empörte, das den Hinweis auf die jüdische Verwandtschaft eines Reichsministers als infame Rufschädigung bewertete, oder wenn er den Übertritt befreundeter Juden zum Christentum mit ironischer Bitterkeit kommentierte: »Auch uns kommt die Sache ja zu Gute. Gewinnen wir doch dadurch an christlichem Umgang. Es ist eben ein Glück für alle Welt, besonders aber für uns und das Christentum. – Ich würde über die Sache nicht intolerant oder hämisch reden, wenn es mich nicht so dégoütierte, daß sie sich haben taufen lassen – aus ›Überzeugung‹. Man kann es aus politischen Rücksichten, aus Vorsicht, aus sozialen Gründen tun, – aber aus Überzeugung! das ist unsrer Epoche nicht würdig«.³ In seiner Jugend trug Walther Rathenau seine jüdische Herkunft als Bürde, die ihm eine ungewollte Identität aufzwang.

Denn gleichzeitig verstand Rathenau sich zeitlebens als Deutscher, als Preuße und sollte später einmal schreiben: »Ich habe und kenne kein anderes Blut als deutsches, keinen anderen Stamm, kein anderes Volk als deutsches. Vertreibt man mich von meinem deutschen Boden, so bleibe ich deutsch und es ändert sich nichts. [...] Meine Vorfahren und ich selbst haben sich von deutschem Boden und deutschem Geist genährt und unserem, dem deutschen Volk erstattet, was in unseren Kräften stand. Mein Vater und ich haben keinen Gedanken gehabt, der nicht für Deutschland und deutsch war«.⁴ Über drei Jahre vor der Gründung des deutschen Reiches in der Zeit des Deutschen Bundes zur Welt gekommen, besaß der in Berlin Geborene die preußische Staatsangehörigkeit und behielt sie bis zum Ende des Deutschen Reiches im November 1918, um mit dem Inkrafttreten der Weimarer Reichsverfassung zum deutschen Staatsbürger zu avancieren. Preußische Tugenden wie Nüchternheit, Pflichtbewusstsein und Gehorsam vermittelten ihm wie zahllosen anderen Landeskindern natürlich in erster Linie die Schule, aber auch das Elternhaus und besonders ein Vater, der sich auch in seinem Lebenswerk, der AEG, nur als beauftragter Sachwalter der Interessen seiner Aktionäre empfand und finanziell in kleinen Dingen nicht anders dachte als in großen.

Rathenau löste den Konflikt zwischen empfundenen Judentum und Deutschtum zunächst, indem er sich um so klarer von seiner jüdischen Herkunft distanzierte, je öffentlicher er aus dem Schatten seines Vaters trat. Für die Mitte der neunziger Jahre ist eine erste antisemitische Äußerung des knapp dreißigjährigen Rathenaus in einem Brief an seine Mutter überliefert⁵,

2 Ebd., S. 30.

3 Zit. n. Clemens Picht, »Er will der Messias der Juden werden«. Walther Rathenau zwischen Antisemitismus und jüdischer Prophetie, in: Hans Wilderotter (Hg.), Die Extreme berühren sich. Walther Rathenau 1867–1922, Berlin 1993, S. 120.

4 Walther Rathenau an Wilhelm Schwaner, 23.1.1916, in: ders., Briefe, hg. von Alexander Jaser/Clemens Picht/Ernst Schulin (Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Bd. V), Teilband 2: 1914–1922, Düsseldorf 2006, S. 1503.

5 Walther Rathenau an Mathilde Rathenau, 17.6.1896, zit. n. Picht, »Er will der Messias werden«, S. 120, Fn. 39.

die ihrerseits nach dem Tod ihres Sohnes alle jüdischen Bezüge aus dessen Briefen tilgte, bevor sie sie zur Veröffentlichung freigab.⁶ In dieselbe Zeit fällt das Schreiben, in dem Rathenau seinen Austritt aus der Jüdischen Gemeinde Charlottenburg erklärt, allerdings nie rechtskräftig werden lässt. Und zwei Jahre später erschien vorerst jener provokative Essay aus Rathenaus Feder, der vor allem seinem Autor bis heute eine ambivalente Stellung in der jüdischen Öffentlichkeit eingetragen hat: »Höre, Israel!«.⁷ Nicht um die wirtschaftliche Seite der »Judenfrage« gehe es ihm, bekennt der pseudonym in Maximilian Hardens »Zukunft« publizierte Beitrag, und fährt fort: »Drohender erhebt sich die gesellschaftliche, die Kulturfrage. Wer ihre Sprache vernehmen will, mag an Berliner Sonntagen mittags um zwölf Uhr durch die Thiergartenstraße gehen oder abends in den Vorraum eines Theaters blicken. Seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm. Glänzend und selbstgefällig staffiert, von heißblütig beweglichem Gebaren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde [...]. In engem Zusammenhang unter sich, in strenger Abgeschlossenheit nach außen; so leben sie in einem halb freiwilligen, unsichtbaren Ghetto, kein lebendiges Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe«.⁸

Ob aus diesen Worten ein rassistisch denkender Antisemit sprach, der es für ein berechtigtes Ziel erklärte, »der Verjudung des öffentlichen Wesens entgegenzuarbeiten«,⁹ oder ein auf rasche Integration bedachter Philosemit, ob sie auf die sich in ihren Kreisen bewegenden Juden Preußens schlechthin gemünzt waren oder nur auf die neureichen »Tiergartenjuden« und die nachdrängenden »Kaftanjuden« Osteuropas, ist bis heute strittig geblieben und wurde auch von der NS-Geschichtsschreibung gern genutzt.

Sicher ist, dass die aggressive Sprache dieses Textes, der die erste Zeile des jüdischen Klagegebetes aufnimmt, eigene Verletztheit verrät. »Seht Euch im Spiegel!« rief Rathenau aus, dem selbst Zeitgenossen zeitlebens immer wieder das »negroide Aussehen eines Berberfürsten« attestieren sollten. Und wenn er daran erinnerte, »daß Eure südöstlich gestimmte Erscheinung an sich für die nördlichen Stämme nichts Sympathisches hat«, so bedeutete dieses Verdikt für ihn auch ein »Selbstbekenntnis der spezifischen Mängel« im Bewußtsein, dass »ich selbst mich von solchen Fehlern nicht frei weiß«.¹⁰ So sprach ein Autor, der im ersten Satz seines Beitrags sagte: »Von vornherein will ich bekennen, daß ich Jude bin«, und dann fortfuhr: »Habt Ihr erst Euren unkonstruktiven Bau, die hohen Schultern, die ungelenken Füße, die weichliche Rundlichkeit der Formen, als Zeichen körperlichen Verfalls erkannt, so werdet Ihre einmal ein paar

6 Ebd., S. 119.

7 Vgl. das Urteil Rudolf Kallners: »Für das jüdische Volk ist Rathenau zu einem Namen geworden, an dessen Erhaltung ihm nicht gelegen ist.« Rudolf Kallner, Herzl und Rathenau, Stuttgart 1976, S. 32.

8 W. Hartenau (pseud.), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, 6.3.1897, S. 454–462, zit. n. Walther Rathenau, Impressionen, Leipzig 1902, S. 1–20, hier S. 3 f.

9 Ebd., S. 17.

10 Ebd., S. 16.

Generationen lang an Eurer äußeren Wiedergeburt arbeiten.« Es fällt schwer, die in diesen Worten zum Ausdruck kommende Gesinnung anders denn mit den Worten Theodor Lessings als »jüdischen Selbsthaß« zu beschreiben, jener gegen sich und ihre Väter gerichteten Verachtung der eigenen Herkunft, mit der gerade die unmittelbar vor der vollen Integration stehenden Juden der wilhelminischen Generation auf die ihnen entgegenschlagende Zurücksetzung und Ablehnung antworteten.¹¹ Dieser Eindruck drängt sich um so mehr auf, wenn man die Druckfassung mit der vor einem Jahrzehnt im Moskauer Nachlass wiederaufgefundenen Urschrift vergleicht. Schreibt Rathenau in der gedruckten Version, dass er nicht im Sinne einer Judenverteidigung argumentieren wolle, so hebt er in der ersten Fassung seines – später überarbeiteten – Manuskriptes noch weit schroffer an: »Von vornherein will ich gestehen, daß ich Jude bin. Bedarf es einer Erklärung, wenn ich zum Antisemitismus neige?«

Und doch erschöpfte Rathenaus Appell sich nicht in Selbstverneinung. »Höre, Israel!« wollte mindestens ebenso sehr das Aufbruchssignal einer jungen Generation deutscher Juden sein, die des parallelen Lebens als anerkannte Wirtschaftsbürger und als ausgegrenzte Kulturjuden überdrüssig waren, das ihre Elterngeneration ihnen vorgelebt hatte. Nicht Unterdrückung und Ausgrenzung hieß sein Programm, sondern Selbstbescheidung und »Anartung«: »Was also muß geschehen? Ein Ereignis ohne geschichtlichen Vorgang: die bewusste Selbsterziehung einer Rasse zur Anpassung an fremde Anforderungen [...], eine Anartung in dem Sinne, daß Stammeseigenschaften [...], von denen es erwiesen ist, daß sie Landesgenossen verhaßt sind, abgelegt und durch geeignetere ersetzt werden.«¹² Mit diesem Bekenntnis im Rücken verlangte Rathenau im Gegenzug, dass jede berufliche Diskriminierung von Juden in Preußen aufhöre: »Gerechtigkeit schuldet der Staat selbst seinen verlorensten Söhnen.« Folgerichtig schloss sein rücksichtsloser Assimilationsappell die Taufe keineswegs ein, sondern verwarf sie als bloß äußere Anpassung: »Das Leiden ist nicht geheilt, weil die Symptome unterdrückt sind.« So enthüllt sein scheinbar antisemitisches Bekenntnis sich als verzweifeltes Bemühen, die mit der wachsenden Judenfeindschaft im kaiserlichen Deutschland immer schmerzhafter werdende Diskrepanz zwischen religiöser und politischer Bindung durch die freiwillige Aufgabe einer jüdischen Eigenidentität jenseits erzwungener Lippenbekenntnisse und äußerer Anpassung zu überwinden.

Tatsächlich folgte wenigstens er selbst seinen Vorschlägen mit ziemlicher Konsequenz. Niemals besuchte er als Erwachsener eine Synagoge oder wahrte er als Privatmann jüdisches Brauchtum, sondern sah sich selbst als einen aufgeklärten Deisten an. Anders als seine Eltern löste er sich ungeachtet seiner langjährigen Freundschaft zu Maximilian Harden weitgehend aus dem jüdischen Sozialmilieu Berlins. Während seine Schwester Edith bei ihrer Heirat mit einem pro-

11 Theodor Lessing, *Der jüdische Selbsthaß*, Berlin 1930.

12 Rathenau, *Impressionen*, S. 10.

testantischen Bankier dessen Glauben annahm, wick Walther Rathenau diesem Zwang zum demonstrativen Bruch mit dem eigenen Herkommen ebenso aus wie dem Bekenntnis zu ihm, indem er Junggeselle blieb und seinen Bekanntenkreis vorwiegend durch private Abendeinladungen und von gesellschaftlichen Einrichtungen wie dem Berliner Automobilclub aus pflegte, in dem er Mitglied war. Shulamit Volkov attestiert Rathenau vor diesem Hintergrund ein förmliches »Trotzjudentum«, das ihn aus seiner jüdischen Herkunft kein Geheimnis machen ließ, sondern das mit ihr verbundene Stigma als »ein Zeichen der Distinktion« zu verstehen entschlossen war.¹³ Diese Haltung konnte bis zur devoten Selbstoffenbarung reichen, wie sich Reichskanzler Bernhard von Bülow in seinen Memoiren über den Beginn seiner Bekanntschaft mit Rathenau erinnert: »Er näherte sich mit einer [...] tadellosen Verbeugung[...]. ›Eure Durchlaucht, begann er mit wohltönendem Organ und indem er die rechte Hand auf die linke Brust legte, ›bevor ich der Gunst eines Empfanges gewürdigt werde, eine Erklärung, die zugleich ein Geständnis ist. [...] Durchlaucht, in bin Jude.«¹⁴

In späterer Zeit öffnete Rathenau sich stärker und weniger abweisend seiner jüdischen Herkunft. Er nahm eigene Hebräisch-Studien auf; er beschäftigte sich mit dem Chassidismus und pflegte Austausch und Freundschaft zu jüdischen Religionsphilosophen wie Martin Buber oder Constantin Brunner. Seine eigene Doppelstellung als führender Industrieller und zugleich stigmatisierter Außenseiter brachte ihn fünfzehn Jahre nach »Höre, Israel!« dazu, seine damalige Sicht in einer neuen Schrift zu widerrufen, die 1911 unter dem programmatischen Titel »Staat und Judentum« erschien. In ihr erklärte Rathenau die fortbestehende Diskriminierung der Juden in Preußen zu einem Schaden für beide Teile: »Es ist richtig, daß der preußische Adel das leider absterbende alte Preußentum geschaffen hat, [...] es ist hart, daß er seine hundertjährigen Vorrechte, mit wem es auch sei, teilen soll. [...] Tausend herrschende Familien können selbst bei hoher und spezialisierter Begabung weder an Zahl, noch an Beschaffenheit den gewaltig gesteigerten Verbrauch an Verwaltungskräften decken. [...] Deshalb bleibe ich bei meiner Überzeugung und Zuversicht: der Staat kann auf keine seiner geistigen und sittlichen Kräfte verzichten; er muß und wird dem Bürgertum im weitesten Sinne, und somit auch den Juden, die Mitwirkung an den gemeinsamen Arbeiten zugunsten des Staatswohls gewähren, und dies in kürzerer Zeit, als die Beteiligten annehmen.«¹⁵

Mit dieser Wendung hatte Rathenau die von ihm formulierte Judenfrage aus der Sphäre staatlichen Interesses befreit und der individuellen Bekenntnisfreiheit überantwortet. So handelte er selbst, als er 1909 Schloss Freienwalde aus Hohenzollernbesitz kaufte und im Stil des preußischen Frühklassizismus restaurierte.

13 Volkov, Walther Rathenau, S. 60 f.

14 Zit. nach Walther Rathenau, Hauptwerke und Gespräche, hg. von Ernst Schulin (Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Bd. II), München/ Heidelberg 1977, S. 654.

15 Walther Rathenau, Staat und Judentum, in: ders., Schriften der Wilhelminischen Zeit 1885–1914, hg. von Alexander Jaser (Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Bd. I), Düsseldorf 2015, S. 798–838, hier S. 819 ff.

Sechs Jahre später, kurz vor Ende des Krieges und ein Jahr nach der verhängnisvollen Juden- zählung, die der Preußische Kriegsminister im Heer durchführen ließ, ging er noch einen Schritt weiter und sprach jeder Staatskirche, sie sei christlich oder nicht-christlich, die Existenz- berechtigung ab: »Ich will den christlichen Staat, denn auf seinem Boden sind wir und mit uns die gesamte abendländische Welt der Gedanken und Gefühle erwachsen. Ich glaube aber nicht, daß es der Staatsgewalt oder der Staatskirche bedarf, um Staaten ungezählter Millionen christlicher Bürger ich christlichem Geist zu erhalten. Hilfe und Stütze schuldet der Staat jeder Glaubensform, soweit die Zahl ihrer Bekenner hinlänglich und ihre Lehre nicht der Ver- nunft und Sitte zuwider ist. Politische Folgerungen aus der Zugehörigkeit zu einer anerkannten Religionsgemeinschaft zu ziehen, entspricht nicht der staatlichen Gerechtigkeit. [-] Ich will die religiöse Erziehung. Doch weder die religiöse Schule noch die kirchliche Kontrolle der Schule. Der Staat mag durch seine weltlichen Organe die Lehre überwachen, damit sie nichts verkünde, was der Sitte oder einem Glauben zu nahetritt. Er mag auch die Ausübung und Annahme christlicher Unterweisung fordern und überwachen und ihr Ergebnis prüfen: ein Zwang zur Verbreitung einseitig bestimmter Glaubensformen gebührt nicht der Würde eines mündigen und gebildeten Volkes.«¹⁶ Konsequenterweise sollte er selbst 1922 anlässlich seiner Ernennung zum Reichsaußenminister die geforderte Angabe seiner Religionszugehörigkeit mit dem lapidaren Vermerk auf dem entsprechenden Formular verweigern: »Diese Frage entspricht nicht der Verfassung.«¹⁷

Antisemitische Verfolgung

Doch weder die antijüdische Haltung der Jugendzeit noch späteres Trotzjudentum und schließ- lich konfessionelle Gelassenheit schützten Rathenau davor, sein Leben lang selbst Zielscheibe antisemitischer Ausgrenzung und Verfolgung zu sein. Dass er wegen seiner jüdischen Her- kunft ständig teils offene, teils versteckte Diskriminierung erfahren habe, stellte er selbst rück- blickend fest: »In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist, und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.«¹⁸

16 Ders., Eine Streitschrift vom Glauben, in: ders., Schriften der Kriegs- und Revolutionszeit 1914–1919, hg. von Alexander Jaser/Wolfgang Michalka (Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Bd. III), Düsseldorf 2017, S. 177–217, hier S. 193.

17 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn, Presseabteilung, Deutschland 9, Akten Reichsminister Dr. Rathenau, Bd. 1.

18 Rathenau Staat und Judentum, S. 809.

Als Jude wurde Rathenau nach seiner Militärdienstzeit 1890/91 bei den preußischen Gardékürassieren nicht zum Reserveoffiziersexamen zugelassen und nach dem Rücktritt von Reichskanzler Bernhard von Bülow 1909 auch in seinem Bemühen um eine politische Karriere im Lager der Nationalliberalen behindert. Mit ungeschickten publizistischen Äußerungen, die antisemitische Stereotypen entgegenkamen, förderte Rathenaus auf ihn gerichtete Angriffe noch, besonders einer seiner Aphorismen wurde über Rathenaus Tod hinaus zum Scheinbeleg einer jüdischen Weltverschwörung: »Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung.«¹⁹ Die antisemitischen Angriffen häuften sich im Verlauf des Ersten Weltkriegs und besonders nachdem Rathenau 1915 die Leitung des von ihm selbst eingerichteten Kriegsrohstoffabteilung im preußischen Kriegsministerium niedergelegt hatte. Seither und im Kontext der sich abzeichnenden Niederlage immer entschiedener wurde er der Verquickung geschäftlicher und staatlicher Interessen und nach einem Aufruf zur Volkserhebung im Oktober 1918 sogar der eigennützigen Kriegsverlängerung beschuldigt. Ungeachtet seiner öffentlichen Rolle als mit zahlreichen Publikationen auf die öffentliche Meinung einwirkender Intellektueller stand Rathenau den sich ausbreitenden Verleumdungen in völkisch-rassistischen Kreisen so ohnmächtig wie hilflos gegenüber: »Nein, [...], ich denke nicht daran, eine Milderung dieses Hasses zu erwarten. Je mehr Juden in diesem Kriege fallen, desto nachhaltiger werden ihre Gegner beweisen, dass sie alle hinter der Front gesessen haben um Kriegswucher zu treiben.«²⁰

Rathenau vermied es daher weitgehend, sich gegen antisemitische Attacken öffentlich zu Wehr zu setzen und nahm nur einmal gerichtliche Hilfe in Anspruch, als eine antisemitische Zeitschrift 1919 seinen Vater als einen der »Weisen von Zion« verunglimpfte. Resigniert zitierte er kurz vor seinem Tode gegenüber einem Gesprächspartner ein Schmählid, das seit Sommer 1921 von Freikorps in Oberschlesien gesungen wurde: »In einigen Teilen meines Landes marschieren Kompanien von Männern im Rhythmus der Worte: ›Schlagt tot den Walther Rathenau/ die gottverdammte Judensau.«²¹

Der kurzzeitig als »kaufmännischer Feldherr« des Krieges Gefeierte wurde, als der erwartete Sieg erst in weitere Ferne rückte und dann zur Niederlage wurde, desto stärker als Zentralfigur einer jüdischen Weltverschwörung angesehen. Vollends nach seinem Aufstieg an die Spitze des Auswärtiges Amt galt Rathenau auf nationalistischer und völkischer Seite als Volksverderber, als »Kandidat des Auslandes«, als Befehlsempfänger der »Weisen von Zion«, wie der Titel eines Furore machenden Fälschungswerks der zaristischen Geheimpolizei lautete, das

19 Walther Rathenau, *Unser Nachwuchs*, 25.12.1909, in: Walther Rathenau, *Nachgelassene Schriften*, zweiter Band, Berlin 1928, S. 350.

20 Walther Rathenau an Wilhelm Schwaner, 4.8.1916, in: Walther Rathenau, *Briefe*, Teilband 2: 1914–1922, S. 1552.

21 Stewart Roddie, *Peace Patrol*, London 1932, zit. n. Walther Rathenau, *Hauptwerke und Gespräche*, S. 841.

1919 in deutscher Übersetzung erschienen war und schnell dem Kernbestand völkischer und antijüdischer Gesinnung inkorporiert wurde.²²

Beständig musste sich der Außenminister antijüdischer Anfeindungen erwehren, die soweit gingen, seiner Villa in Grunewald eine Verzierung in Gestalt abgeschlagener Christenköpfe über dem Eingang nachzusagen. Noch seine Beisetzung vollzog sich nicht ohne judenfeindliche Distanzierung selbst an Berliner Schulen, und es dauerte sieben Jahre, bis 1929 die DDP ein kleines Erinnerungszeichen an der Mordstelle anbrachte, nachdem die Behörden es nicht geschafft hatten, einen würdigen Gedenkstein zu setzen – und das kleine Zeichen von 1929 verschwand vier Jahre später wieder sang- und klanglos.

Rathenau – erstes Opfer des Dritten Reiches?

Dennoch und anders, als bis heute vielfach angenommen, geschah der tödliche Anschlag auf Walther Rathenau nicht primär aus antisemitischen Motiven. Hinter den beiden Mordschützen, die Rathenau am 24.6.1922 in Berlin-Grunewald aus einem fahrenden Auto heraus erschossen, stand nicht ein blindwütiger Judenhass verrirrter Einzeltäter, wie der Staatsgerichtshof im Prozess gegen die Tatbeteiligten, soweit sie lebend gefasst werden konnte, behauptete, sondern das politische Kalkül eines militärischen Geheimbunds: die »Organisation Consul« unter Führung des Marineoffiziers Hermann Ehrhardt, die mit Hilfe einer Anschlagsserie die Republik in den Bürgerkrieg treiben wollte, um die Gegenrevolution an die Macht zu bringen.

»O.C.«, flüsterten schon die Schaulustigen an der Stelle des Mordes an Rathenau, und die Vossische Zeitung schrieb am Tag nach dem Anschlag: »Immer deutlicher zeigt es sich, dass die Mitteilungen über Verschwörergilden, über geheime Verbindungen und selbst über ›Mörderzentralen‹ keine Phantasiegebilde sind.« Wie wir heute wissen, hatte die Zeitung recht: Hinter dem Anschlag stand er berüchtigte Freikorpsführer Hermann Ehrhardt, dessen Brigade Ehrhardt im Frühjahr 1919 die Münchner Räterepublik zerschlugen und ein Jahr später den Kapp-Putsch gegen die Reichsregierung militärisch abgesichert hatte. Unter der Tarnfirma einer »Bayerischen Holzverwertungsgesellschaft mit beschränkter Haftung« hatte er nach der Auflösung der Brigade Ehrhardt einen militärisch organisierten Geheimbund namens »Organisation Consul«, kurz »O.C.«, geschaffen, der von München aus ein förmliches Spinnennetz von paramilitärischen Zellen mit über 100.000 Mann kontrollierte, die er im Bedarfsfall innerhalb kürzester Zeit zu mobilisieren in der Lage war.

²² Alfred Roth, Rathenau. »Der Kandidat des Auslandes«, Hamburg 1921; Gottfried zur Beek [Ludwig Müller von Hausen] (Hg.), Die Geheimnisse der Weisen von Zion, Charlottenburg 1919.

Hinter dem Attentat auf Rathenau stand nicht so sehr Judenhass, obwohl er als begleitendes Tatmotiv mitschwang, sondern eine sogenannte Provokationsstrategie, die darauf abzielte, einen Repräsentanten der Weimarer Republik nach dem anderen zu ermorden, um so die Republik ins Chaos zu stürzen. Ein Mitverschwörer bekannte diese Bürgerkriegsplanung nach 1933 ganz offen: »Wir dürfen nicht zuerst losschlagen. Die Kommunisten müssen es tun! [...] Man muß sie dazu zwingen. [...] Man muß Scheidemann, Rathenau, Zeigner, Lipinski, Cohn, Ebert und die ganzen Novembermänner hintereinander killen. Dann wollen wir doch mal sehen, ob sie nicht hochgehen in Korona, die rote Armee, die U.S.P., die K.P.D.« In einer späteren Darstellung präziserte derselbe Autor die taktische Funktion noch, die der politische Mord in diesem Szenario hatte: Es handle sich um »die machiavellistische Utopie [...], durch Rathenaus Tod die Kommunisten zum Losschlagen bewegen zu wollen, damit im Gegenschlag der schnell aufgestellten Freikorps Ehrhardt die Macht an sich reißen und die Diktatur verhängen könne«. Tatsächlich war der Rathenau-Mord Teil einer Mordserie, die im Jahr zuvor bereits den früheren Finanzminister Matthias Erzberger das Leben gekostet hatte, und nur wenige Tage vor dem Mord an Rathenau war ein Blausäureanschlag auf Philipp Scheidemann verübt worden, den der Kasseler Oberbürgermeister nur durch glückliche Umstände überlebte.

Die Handschrift des Rathenau-Mordes zeigte das gezielte Zusammenwirken einer organisierten Verschwörergruppe. Wie die Überfälle auf Erzberger und Scheidemann war das Attentat durch zwei junge Männer ausgeführt worden, von denen sich bald herausstellte, dass sie früher in der Brigade Ehrhardt gestanden hatten, wieder war das Opfer offenbar über Wochen vorher genau ausgekundschaftet worden, und wieder operierten die Täter innerhalb eines reichsweiten Beziehungsnetzes, das die Mordschützen unmöglich selbst hätten knüpfen können: Der nach wenigen Tagen verhaftete Chauffeur war Berliner, aber das Mordauto war in Dresden abgeholt worden, während die Tatwaffe aus Mecklenburg kam und die Mordschützen aus Chemnitz und Kiel. Den deutlichsten Beweis lieferten die Attentäter selbst, die unmittelbar vor dem eigenen Tod auf den Söller des Saalecker Burgturms kletterten und ein letztes Hoch auf ihren Anführer Kapitän Ehrhardt ausbrachten, bevor der Tod sie verstummen ließ. Diese Drahtzieherrolle der O.C. hingegen blieb wegen ihrer engen Verbindung zur Reichswehr und deren illegaler Ausrüstung aus außenpolitischen Rücksichten vor genauerer Aufdeckung verschont, und Ehrhardt selbst offenbarte sie erst 1933 am Grab der Rathenau-Mörder, dessen Grabstein er mit einem Spruch Ernst Moritz Arndts schmücken ließ.

Das Scheitern dieses Putschversuchs hatte den militanten Gegenrevolutionären um Ehrhardt gezeigt, dass eine Zerschlagung des »Weimarer Systems« ohne den Beistand der Reichswehr oder gar gegen sie aussichtslos sei. Da Ehrhardts Kräfte für einen frontalen Angriff auf die Republik bei weitem zu schwach waren, konnte der gegenrevolutionäre Staatsstreich nur bei indirektem Vorgehen Aussicht auf Erfolg haben, nämlich im Gefolge einer vorgeblichen Verteidigung der

Reichsregierung gegen einen gemeinsamen Feind. Es kam daher entscheidend darauf an, das Gewaltpotential der Linken in Deutschland zu einem bewaffneten Aufstand zu reizen, um dann unter Zustimmung großer Teile des die Bolschewisierung fürchtenden Bürgertums und zusammen mit der Reichswehr durchzusetzen, was 1919 und 1920 versäumt worden war: die Zerschlagung der Weimarer Republik und die Errichtung der Diktatur von rechts.

Das Gericht irrte daher, als es das Verbrechen in der Koenigsallee aus dem Judenhass irreführender Einzeltäter erklärte, und es ersparte sich damit, den verborgenen Fäden nachzuspüren, die Ehrhardts Geheimbund mit höchsten staatlichen Stellen verbanden. Die Organisation Consul trug einen Januskopf: Als Teil der »Schwarzen Reichswehr« übernahm sie nachrichtendienstliche Aufgaben, verstärkte den Grenzschutz und beteiligte sich an der Niederschlagung polnischer Aufstände in Oberschlesien. Sie operierte in einer Grauzone »lizenzierter Illegalität«, die der Reichsregierung den Versailler Vertrag zu umgehen erlaubte. Gleichzeitig aber arbeiteten Ehrhardts Leute im Geheimen mit organisatorischen Kampfabsprachen und politischen Terroranschlägen auf die Unterminierung eben der Republik hin, in deren zeitweiligen Dienst sie sich angesichts der gemeinsamen Gegnerschaft gegen die Alliierten gestellt hatten. Nicht Persönlichkeit und Glaubenszugehörigkeit der Opfer zählten in der Provokationsstrategie der O.C.-Putschisten, sondern die destabilisierende Wirkung, die sie sich von der Ausschaltung republikanischer Führungsfigur wie Rathenau erhofften. So ist auch zu verstehen, warum die Tatbeteiligten vor Gericht und später in Rechtfertigungsschriften immer wieder betonten, dass sie Rathenau durchaus nicht gehasst hätten. Ernst von Salomon wehrte sich schriftlich und mündlich noch Jahrzehnte nach dem Attentat gegen die Vermutung, dass Antisemitismus als treibende Kraft hinter dem Anschlag gestanden habe. »Ich möchte beinahe sagen, er wurde getötet, obgleich er Jude war«, lässt er in seinem 1951 erschienenen »Fragebogen« einen Mitverschworenen sagen.²³ Und schon in Tagebuchnotizen, die während der Untersuchungshaft entstanden waren, hatte der Mörder Salomon sein Opfer Rathenau in seltsamen Elogen als bedeutenden Märtyrer gefeiert, der als Politiker voller Idealismus gehandelt habe und auf dem Felde der Ehre gefallen sei. Und derselbe mordende Schriftsteller plante nach 1945 allen Ernstes die Begründung einer Walther Rathenau Gesellschaft zur Würdigung des großen Politikers und Industriellen.

Die titelgebende Beziehung zwischen Rathenau und dem Antisemitismus ist also komplexer, als es aus dem Abstand von 100 und 150 Jahren scheint, und sie wirkt manchmal wie auf den Kopf gestellt. Zur Ausgrenzung von Ostjuden hatte das prominente Opfer der Gewalt von rechts zeitweilig auch in öffentlichen Äußerungen selbst tendiert, während seine rechtsradikalen Mörder zwar durchweg Antisemiten waren, aber ihre Terroranschläge gegen Erzberger, Scheidemann und Rathenau nicht begingen, um die Republik völkisch zu reinigen, sondern um sie zu

23 Ernst von Salomon, Der Fragebogen, Hamburg, 1951, S. 105.

zerstören. Dennoch bleibt Rathenaus Lebensweg von keinem anderen Einfluss so geprägt wie von der überwiegend latenten Diskriminierung und Ausgrenzung, die Rathenau gerade deswegen so schmerzhaft erfuhr, weil er zugleich die wirtschaftliche und intellektuelle Elite des Landes so vollkommen repräsentierte wie kaum ein anderer Zeitgenosse im Epochenwandel vom Kaiserreich zum Massenzeitalter.

Literatur

Hans Dieter Hellige, Generationskonflikt, Selbsthaß und die Entstehung antikapitalistischer Positionen im Judentum. Der Einfluß des Antisemitismus auf das Sozialverhalten jüdischer Kaufmanns- und Unternehmersöhne im Deutschen Kaiserreich und in der K.u.K.-Monarchie, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 5. Jg. 19179, H. 4, S. 476–518.

Clemens Picht, »Er will der Messias der Juden werden«. Walther Rathenau zwischen Antisemitismus und jüdischer Prophetie, in: Hans Wilderotter (Hg.), *Die Extreme berühren sich. Walther Rathenau 1867–1922*, Berlin 1993, S. 17–128.

Martin Sabrow, *Der Rathenaumord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar*, München 1994.

Christian Schölzel, *Walther Rathenau. Eine Biographie*, Paderborn u.a. 2006.

Shulamit Volkov, *Walther Rathenau. Ein jüdisches Leben in Deutschland*, München 2012.